

# Sprachvariation zwischen Alltagswahrnehmung und linguistischer Bewertung<sup>1</sup>

## Sprachtheoretische und wissenschaftsmethodologische Überlegungen zur Erforschung sprachlicher Variation

*Péter Maitz*

### 0. Präliminaria

Im jüngeren Forschungsdiskurs über Theorie und Methode der Erforschung sprachlicher Variation wird vermehrt die Frage diskutiert, ob der Varietätenbegriff überhaupt geeignet sei, ein adäquates methodisches Instrument zur Beschreibung und Erklärung sprachlicher Vielfalt zu liefern (vgl. dazu jüngst vor allem die Beiträge in Lenz/Mattheier 2005). In letzter Zeit wird dem heuristischen Potential des Begriffs anscheinend immer mehr Skepsis entgegengebracht, was sich einerseits in unterschiedlichen intensionalen Modifikationsvorschlägen des Varietätenbegriffs, andererseits in der Unterbreitung alternativer oder komplementärer begrifflicher Konstruktionen zur Modellierung sprachlicher Variation manifestiert. Allerdings ist dabei recht auffallend, dass diese Debatte, wenn ich es richtig sehe, in dieser Intensität heutzutage nur in der germanistischen Sprachvariationsforschung geführt wird. Die – in der variationslinguistischen Grundlagenforschung nach wie vor führende – angloamerikanische Soziolinguistik der Gegenwart scheint jedenfalls kaum daran beteiligt zu sein.

Dass dies so ist, dürfte ganz bestimmt kein Zufall sein. Dass der in Rede stehende Diskurs gerade jetzt und vor allem gerade in der germanistischen Variationslinguistik geführt wird, hat ganz bestimmte Gründe.

Im ersten Abschnitt dieses Beitrags soll der Versuch unternommen werden, die Umstände zu rekonstruieren, die zur Entstehung dieses Diskurses zumindest beigetragen haben dürften. Im Anschluss daran werden verschiedene Aspekte einer gegenstandsadäquaten Varietätendefinition diskutiert und im Zusammenhang damit die einzelnen Positionen in der aktuellen Debatte um den Varietätenbegriff reflektiert (Abschnitt 2). Auf Grund dieser Überlegungen wird dann in Abschnitt 3 – im

---

1 Der Aufsatz entstand mit Unterstützung der Alexander von Humboldt-Stiftung. Für wertvolle Hinweise und Kommentare danke ich Anja Voeste sowie den Teilnehmerinnen und Teilnehmern des Oberseminars „Wissenschaftstheorie und Linguistik“ an der Universität Augsburg im Sommersemester 2007, allen voran Stephan Elspaß, Werner König, Michaela Negele und Stefanie Übel.

Einklang etwa mit Auer (1986) und Schmidt (2005) – für einen Varietätenbegriff plädiert, der auch kognitionspsychologisch verankert ist, bei dem also auch der Aspekt der (inter)subjektiven Wahrnehmung von Variation seitens des naiven Sprechers bzw. Hörers systematisch mit berücksichtigt wird. In Abschnitt 4 werden schließlich einige methodologische Desiderate für die (zukünftige) soziolinguistische Variationsforschung formuliert.

## 1. Zum Hintergrund des ‚Varietätendiskurses‘: Sprachtheorien im Kontakt

Von den verschiedenen denkbaren Dimensionen einer adäquaten Varietätendefinition<sup>2</sup> (vgl. dazu Auer 1986: 99, Dovalil 2006: 36-44), d.h. von den vermeintlichen konstitutiven Eigenschaften von Varietäten, werden in letzter Zeit, wie die einschlägige Fachliteratur zeigt, in erster Linie (aber nicht ausschließlich) zwei immer heftiger diskutiert und in ihrer Angemessenheit angezweifelt: zum einen das Kriterium der Diskretheit, d.h. der eindeutigen Abgrenzbarkeit einer Varietät gegenüber anderen Varietäten, und zum anderen das Kriterium der strukturellen Homogenität (vgl. etwa Berruto 2004, Elementaler 2006, Lenz 2003, Schmidt 2005). M.a.W. wird der Varietätenbegriff von mehreren Forschern vor allem insofern als problematisch empfunden, als er, so die mehrfach bezeugende implizite oder explizite Argumentation, Diskretheit und Homogenität impliziere, wohingegen die empirisch mehrfach bestätigten tatsächlichen Sprachverhältnisse die Annahme weder des einen noch des anderen legitimieren würden. Aus dieser Prämisse werden dann unterschiedliche methodologische Konsequenzen gezogen: Während einige Forscher – nach den für notwendig gehaltenen intensionalen Modifikationen – weiterhin am Varietätenbegriff festhalten (z.B. Berruto 2004, Lüdtker/Mattheier 2005, Schmidt 2005), gibt es wiederum andere, die sich vom Varietätenbegriff, zumindest aber vom Terminus *Varietät* distanzieren und als alternativ oder komplementär verstandene Begriffe und/oder Termini wie ‚Sprechlage‘ (Lameli 2004: 26)<sup>3</sup>, ‚Sprachlage‘ (Elementaler 2006)<sup>4</sup> oder ‚Verdichtungsbereich‘ (Lenz 2003: 250) vorschlagen und anwenden.

---

2 Da das Thema dieses Aufsatzes gerade die Problematik einer gegenstandsangemessenen Varietätendefinition ist, will ich mich, zumindest an diesem Punkt des Gedankenganges, definitorisch noch nicht festlegen und verwende den Begriff ‚Varietät‘ dementsprechend bewusst preexplikativ.

3 Lamelis Ausweichung ist eine rein terminologische (und insofern eine keineswegs unbedingt notwendige und sinnvolle), denn er führt den Terminus *Sprechlage* für genau denselben Begriff ein, den (auch) Berruto (1987: 265) *Varietät* nennt.

4 In seiner sehr anregenden und gedankenreichen Studie widmet Elementaler der Kritik des Varietätenbegriffs einen ganzen Abschnitt, den (vermutlich) als dessen Ersatz eingeführten Begriff ‚Sprachlage‘ – mal auch ‚Sprachgebrauchslage‘ genannt (vgl. ebd.: 3) – verwendet er dann allerdings ohne jegliche Definition.

Auf der einen Seite scheint nun diese, von mehreren Forschern geteilte, kritische Skepsis gute Gründe zu haben, auf der anderen Seite überrascht sie aber auch in mancher Hinsicht.

Verständlich ist sie insofern, als sie maßgeblich von Vertretern der deutschen dialektologischen Forschung ausgeht; einer Forschungsrichtung, deren Interessenschwerpunkt sich in letzter Zeit stark auf die Substandardforschung im Übergangsbereich zwischen Dialekt und Standard bzw. die Erforschung der regionalen Standardvariation verlagert hat. Die in den vergangenen Jahren in verschiedenen Dialektlandschaften durchgeführten, groß angelegten empirischen Untersuchungen zur Varietätendynamik im Substandardbereich (vgl. Lenz 2003, Lameli 2004, Salewski 1998 usw.) haben nämlich mehrfach einige empirische Evidenz dafür geliefert, dass wir es in diesem Übergangsbereich statt mit scharfen Varietätengrenzen vielmehr mit fließenden Übergängen und statt mit (auch nur relativer) Homogenität mit ausgeprägter Heterogenität zu tun haben. Dass also der eingangs erwähnte wissenschaftliche Diskurs um den Varietätenbegriff gerade jetzt und schwerpunktmäßig gerade in der germanistischen Variationsforschung stattfindet, lässt sich vor allem mit jenen – wirklichen oder vermeintlichen – Anomalien erklären, die durch empirische Befunde eines einschlägigen, aktuellen Forschungsdiskurses innerhalb der germanistischen Linguistik ans Tageslicht gefördert worden sind.

Dennoch verwundert es einigermaßen, dass diese – für die Regionalsprachenforschung zweifelsfrei sehr bedeutenden und folgenreichen – empirischen Befunde manche Forscher zur prinzipiellen Ablehnung des Varietätenbegriffs veranlassen. Verwunderlich ist dies vor allem deswegen, weil die Soziolinguistik in Wirklichkeit weder die Diskretheit (im Sinne eindeutiger, geschlossener Systemgrenzen) noch die Homogenität von Varietäten jemals postuliert hat. Vielmehr scheint in der soziolinguistischen Forschung, bedingt allein schon von den forschungsleitenden sprachtheoretischen Grundsätzen, von jeher Einigkeit darüber zu herrschen, dass die Vorstellung von (linguistisch ermittelbaren) scharfen Sprach- und Varietätengrenzen aufzugeben und wenn überhaupt, dann mit dem Konzept von fließende Übergänge aufweisenden Sprach- bzw. Varietätenkontinua zu ersetzen sei (vgl. z.B. Barbour/Stevenson 1998: 7-13, Chambers/Trudgill 1980: 3-14, Hudson 1996: 35, Kremer/Niebaum 1990 etc.).<sup>5</sup> Aus dieser Erkenntnis leitet sich dann auch die schwerwiegende – aber leider viel zu oft nicht gezogene – methodologische Konsequenz ab, dass wir bei einer soziolinguistisch verankerten Beschreibung und Ab-

---

5 An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, dass die hier angesprochene Diskretheitsproblematik nicht einmal von der Generativen Grammatik übersehen wurde. So gibt selbst Chomsky zu: „We speak of Chinese as ‚a language‘, although the various ‚Chinese dialects‘ are as diverse as the several Romance languages. We speak of Dutch and German as two separate languages, although some dialects of German are very close to dialects that we call ‚Dutch‘ and are not mutually intelligible with others that we call ‚German‘ (Chomsky 1986: 15).“ Wie dann Chomsky dieses Problem mit seiner Sprachtheorie in Einklang bringt, ist natürlich eine andere Frage.

grenzung von Varietäten dann tatsächlich auch nicht mit kategorischen Regeln operieren können bzw. dürfen, wie wir sie aus strukturalistischen Beschreibungen kennen; soziolinguistische Regeln müssen – aus der Sprachauffassung der Soziolinguistik heraus – zwangsläufig immer Wahrscheinlichkeitsregeln sein. M.a.W. beinhalten soziolinguistische Sprachgebrauchsregeln, zumindest wenn wir die fließenden Übergänge zwischen Varietäten tatsächlich ernst nehmen, nie die Aussage, die Varianten X, Y und Z seien Teile der Varietät V; vielmehr kann und darf in einer solchen soziolinguistischen Variablenregel nur angegeben werden, mit welcher Wahrscheinlichkeit die Varianten X, Y und Z von Sprechern mit bestimmten soziodemographischen Parametern in einer bestimmten Situation und an einem bestimmten Ort (usw.) realisiert werden (vgl. Dittmar 1997: 269ff.).

Im Einklang damit weisen zahlreiche Forscher in den unterschiedlichsten Forschungszusammenhängen auf die Unmöglichkeit scharfer Grenzziehung zwischen Sprachen und/oder Varietäten hin. Milroy und Milroy formulieren diesbezüglich z.B. folgendermaßen:

It can be suggested that discreteness of individual languages is not inherent in the nature of language as a structural phenomenon: This apparent discreteness is socially or sociopolitically imposed. [...] Separateness of languages is [...] largely the result of social and political processes [...]. (Milroy/Milroy 1997: 63; Hervorhebung im Original)

In ähnlicher Weise kommt nach sorgfältiger Überprüfung mehrerer Kriteriumskandidaten zur exakten Ermittlung von Varietäten- und Sprachgrenzen auch Hudson resigniert zu der Schlussfolgerung, dass

[...] the search for language boundaries is a waste of time. [...] All we can assume is that there are varieties of language, and that a given variety may be relatively similar to some other varieties and relatively different from others. (Hudson 1996: 36)

Es muss somit an dieser Stelle festgehalten werden, dass der empirische Nachweis fließender intervarietärer Übergänge zwar unbedingt zum Nachdenken über den methodologischen und methodischen Umgang mit Substandardvariation (und anderen Variationsphänomenen) auffordert, den Varietätenbegriff jedoch keineswegs *ab ovo* in Frage stellt. Zum einen deswegen nicht, weil ja diese inhaltliche Komponente in der Intension des soziolinguistischen Varietätenbegriffs ohnehin nicht mit enthalten war, und zum anderen auch deswegen nicht, weil Varietäten, wie dies im Späteren noch gezeigt werden soll, trotz mangelnder struktureller Diskretheit identifiziert und voneinander abgegrenzt werden können (vgl. dazu etwa Schmidt 2005 sowie die Ausführungen in Abschnitt 3).

Ähnlich verhält es sich auch mit der anderen, in letzter Zeit oft thematisierten – angeblichen – inhaltlichen Komponente des Varietätenbegriffs: dem Homogenitätspostulat. Kein (im weiteren Sinne) strukturalistisches Theorem stand nämlich der Sprachtheorie der Soziolinguistik jemals ferner als die Annahme einer homogenen Sprache – oder auch die einer homogenen Varietät. In der soziolinguistischen Sprachtheorie werden Heterogenität und Variabilität im Gegenteil als fundamentale

inhärente Eigenschaften der Sprache postuliert. Und nicht nur in dem Sinne, wie es nicht selten missverstanden wird, dass die Sprache – im Sinne von ‚Gesamtsprache‘ – ein Bündel von Varietäten darstellt, sondern vielmehr auch in dem Sinne, dass diese Varietäten auch in sich eine interne Variation aufweisen (vgl. Daneš 2005: 40, Sándor 2000: 26). Bereits in ihrer brillanten Studie unter dem Titel *Empirical foundations for a theory of language change* (1968), die zugleich als die theoretische Grundlegung der Soziolinguistik gelten dürfte, weisen Weinreich, Labov und Herzog die bei Hermann Paul genauso wie auch bei Saussure begegnende These, nach der Variabilität und Systemhaftigkeit von Sprache einander ausschließen würden, mit überzeugenden Argumenten zurück und stellen zum Abschluss ihrer Argumentation fest: „[t]he association between structure and homogeneity is an illusion“ (Weinreich/Labov/Herzog 1968: 187). In vollem Einklang damit stellt auch Trudgill fest:

Inherent variability means that the variation is due not to the mixture of two or more varieties but is an integral part of the variety itself (Trudgill 1974: 74f.)

Die Vorstellung von homogenen Varietäten würde also, wie Schmidt formuliert, aus einer soziolinguistischen Perspektive nur eine „Vervielfältigung des Gegenstands in adäquaten“ (Schmidt 2005: 62) darstellen. Außerdem würde sie, weil sie sich mit den sprachphilosophischen Annahmen der Soziolinguistik nicht in Einklang bringen ließe, zu einer schwerwiegenden Inkohärenz in der soziolinguistischen Sprachtheorie führen, weswegen sie von Soziolinguisten dann auch nie vertreten wurde und auch heute nicht vertreten wird. In diesem Sinne müssen wir sehen, dass der soziolinguistische Varietätenbegriff durch den empirischen Nachweis heterogener und auch in sich variabler bzw. heterogener Varietäten nicht nur nicht in Frage gestellt, sondern im Gegenteil: überzeugend bestätigt wird.

Auf Grund des Gesagten drängt sich also der Verdacht auf, dass die eingangs erwähnte kritische Diskussion um den Varietätenbegriff teilweise gegenstandslos und die daraus resultierende Skepsis, soweit sie auf die zwei erwähnten Kritikpunkte (in Bezug auf Diskretheit und Homogenität) zurückgeht, folglich unbegründet ist. Denn die Anomalien zwischen Theorie und Empirie, die manche Forscher auf Grund von regionalsprachlichen Befunden glauben entdeckt zu haben, existieren allem Anschein nach gar nicht und stellen den Varietätenbegriff folglich auch nicht grundsätzlich in Frage.

Der erwähnte Diskurs kann in manchen seiner Teile eigentlich nur als Kampf gegen das Gespenst strukturalistischer und vorstrukturalistischer Sprachvorstellungen bzw. Gegenstandsidealisationen interpretiert werden, das in latenter Weise offensichtlich noch aus der vorsoziolinguistischen Forschungsphase der deutschen Dialektologie zurückgeblieben ist und vielfach auch heute noch, selbst in per intentionem soziolinguistisch angelegten Forschungen, weiter lauert. Diese Schulen waren es nämlich: die Junggrammatiker, die klassische Dialektgeografie und dann genauso auch der linguistische Strukturalismus, die – in striktem Gegensatz zur soziolinguistischen Sprachtheorie – von einem kartesischen sprachphilosophischen

Standpunkt aus, von der Idee der privaten Sprache ausgehend,<sup>6</sup> homogene Sprachsysteme mit scharfen und eindeutigen Systemgrenzen postulierten (vgl. dazu auch Lüdtker/Mattheier 2005: 16, Schmidt 2005: 63ff.).

Das in Rede stehende Fragment des Varietätendiskurses, d.h. die Diskussion über diskrete vs. indiskrete, homogene vs. heterogene Varietäten, kann also zum Teil offensichtlich auf sprachtheoretische Interferenzen, d.h. einen latenten sprachtheoretischen Eklektizismus in der Variationsforschung zurückgeführt werden.<sup>7</sup> Dieser Eklektizismus wird nicht zuletzt der Grund auch dafür sein, dass in manchen per intentionem soziolinguistischen Studien oder – *horribile dictu* – sogar Einführungen oder Übersichtsdarstellungen der Versuch unternommen wird, soziolinguistische Theoreme oder Begriffe – u.a. auch den Varietätenbegriff – mit den klassischen strukturalistischen Dichotomien *langue* vs. *parole*, Synchronie vs. Diachronie in Einklang zu bringen, dem einen oder anderen Glied der Dichotomien zuzuweisen. Solche Versöhnungsversuche können zwangsläufig nur in schwerwiegende innere Widersprüche münden, da ja zwischen den beiden Forschungsrichtungen (Strukturalismus vs. Soziolinguistik) gerade in Bezug auf die erwähnten Dichotomien nicht zu überbrückende sprachtheoretische und sprachphi-

---

6 Das auf die Philosophie von Descartes zurückgehende Konzept der privaten Sprache beruht auf der Annahme einer innerhalb des Individuums angelegten und funktionierenden, also ihrem Wesen nach individuellen Sprache. Der junggrammatischen oder der strukturalistischen Sprachtheorie liegt genauso eine solche private Sprachkonzeption zu Grunde, wie es auch bei der Generativen Grammatik der Fall ist. In der mit dieser Sprachkonzeption verbundenen Sprachphilosophie hat die Sprache nur die Funktion, unsere private innere Welt auch anderen zugänglich zu machen, was allerdings nur dann perfekt und ideal funktionieren kann, wenn alle Sprecher restlos dieselbe Sprache sprechen – und aus dieser Prämisse gelangen die erwähnten Schulen dann alle zur Postulierung einer homogenen Sprache. Dieser privaten Sprachkonzeption steht die Wittgensteinsche, von der soziolinguistischen Sprachtheorie – und auch schon von Humboldt – vertretene Vorstellung der nicht privaten Sprache gegenüber, in der sich etwa Wortbedeutungen nicht auf innere, nur für das Individuum bekannte und zugängliche Referenzobjekte beziehen, sondern die Bedeutung vielmehr sozialer Natur ist: Sie ist die Art und Weise, wie ein Wort von einer Gemeinschaft benutzt werden kann (Gebrauchstheorie der Bedeutung). In dieser nicht privaten Sprache, die – im Gegensatz zu innatistischen Vorstellungen – erst im Rahmen der sprachlichen Sozialisation erworben wird, haben dann die Wörter (bzw. Zeichen allgemein) auch eine soziale Bedeutung, indem sie soziale Positionen und Identitäten signalisieren – was dann zwangsläufig Heterogenität bzw. Variabilität von Sprache zu Folge hat. Dieser fundamentale Unterschied zwischen den beiden Sprachkonzeptionen markiert in den Augen mehrerer Forscher eine scharfe paradigmatische Trennlinie im Kuhnschen Sinne zwischen den erst genannten Sprachtheorien bzw. linguistischen Forschungsrichtungen auf der einen und der Soziolinguistik auf der anderen Seite (vgl. Sándor 1999, 1998).

7 Recht auffallend ist es z.B., dass sich bei der Diskussion des (NB: soziolinguistischen) Varietätenbegriffs mehrere Autoren (zuletzt z.B. Elmentaler 2006: 5) auf die Kritik des sprachlichen Homogenitäts- und Diskretheitspostulats einlassen, ohne jedoch anzugeben, von wem in der Soziolinguistik Homogenität und Diskretheit von Varietäten postuliert wurde, gegen wen sich also ihre Kritik richtet.

losophische Inkompatibilitäten bestehen.<sup>8</sup> Man darf ja nicht vergessen, dass diese Dichotomien vom Strukturalismus deswegen eingeführt wurden, um auf diese Weise mit den angeblich ‚sekundären‘, für akzidenziell gehaltenen Eigenschaften der Sprache wie soziale Eingebettetheit, Variabilität und Wandel fertig zu werden. Während diese Eigenschaften in einer soziolinguistischen Sichtweise gerade die substanziellen, unveräußerlichen, funktionalen Eigenschaften der Sprache darstellen, liegt (auch) der strukturalistischen Linguistik die Ausgangsthese zu Grunde, dass das Wesen der Sprache erst dann zugänglich und erfassbar sei, wenn man all diese ‚akzidenziellen‘ Eigenschaften von ihr abstreift und nur das unter die Lupe nimmt, was dann noch davon übrig geblieben ist. Diese, aus soziolinguistischer Sicht gegenstands inadäquate, weil zu weit idealisierende Gegenstandsbestimmung bildet letztlich den Grund für die Saussuresche methodologische Trennung zwischen innerer Sprachwissenschaft und äußerer (letztere hätte die Fragen der sozialen Einbettung zum Gegenstand), zwischen *langue* und *parole* (letztere wäre heterogen) sowie zwischen Synchronie und Diachronie (letztere hätte mit Wandel zu tun), um in einem nächsten Schritt zur Schlussfolgerung zu gelangen: Der Gegenstand der Linguistik sei die abstrakte Größe des statischen und homogenen, auch sozial indifferenten Sprachsystems (vgl. Sándor 2000: 22ff.). Die erwähnten strukturalistischen Dichotomien sind also mit der soziolinguistischen Sprachtheorie strikt unverträglich, und zwar – zusammengefasst – deswegen, weil die Soziolinguistik den Systemcharakter von Sprache zwar keineswegs leugnet, jedoch gleichzeitig strengstens davon ausgeht, dass dieses System seiner Natur nach sozial (nicht privat), variabel (heterogen) und dynamisch (in ständigem Wandel) ist. Die Saussureschen Dichotomien sind somit, wie ersichtlich, mit der soziolinguistischen Vorstellung von Sprache als System unverträglich und gelten folglich in der soziolinguistischen Sprachtheorie zwangsläufig als aufgehoben.<sup>9</sup>

---

8 Zur Unmöglichkeit einer Trennung von *langue* und *parole* im Rahmen der soziolinguistischen Sprachtheorie vgl. auch Chambers (1995: 25-33) und Guy (1996: 11-22), zu der von Synchronie und Diachronie Guy (1996: 3-11). Zur Kritik der Saussureschen Oppositionen aus einer strukturalistischen Perspektive siehe vor allem Coseriu (1974: 10-22).

9 Aus diesem Grund ist es dann z.B. auch keineswegs unproblematisch zu behaupten, die sog. systemare Linguistik (auch strukturelle oder Systemlinguistik genannt) sei der Kernbereich der Linguistik, auf den sich alle Teildisziplinen der Linguistik, so auch die Soziolinguistik, beziehen müssen (Veith 2002: 19f.). Problematisch ist diese nicht selten vertretene Ansicht erstens deswegen, weil die Soziolinguistik, wie gesagt, genauso eine ‚systemare‘, d.h. den Systemcharakter der Sprache weitestgehend anerkennende, Linguistik ist, wie die strukturalistische Sprachwissenschaft. Zweitens – und vor allem – ist sie aber deswegen problematisch, weil strukturalistische und soziolinguistische Beschreibungs- und Erklärungsansätze, wie erwähnt, im wahrsten Kuhnschen Sinne des Wortes inkommensurabel, d.h. unverträglich sind, und folglich auch nicht auf einander bezogen werden können. Diese beiden Gegensätze weisen – im Einklang mit Labovs und Trudgills oft geäußelter Meinung – eindeutig darauf hin, dass die Soziolinguistik in Wirklichkeit, ähnlich wie etwa der linguistische Strukturalismus auch, trotz aller Gegenbehauptungen keineswegs eine linguistische Teildisziplin, sondern vielmehr

Zusammenfassend und abschließend sei also an dieser Stelle nochmals festgehalten: Das Postulat strukturell homogener und diskreter Varietäten innerhalb einer soziolinguistischen Sprachtheorie ist genauso absurd wie es auch widersprüchlich und unmöglich wäre, die klassischen strukturalistischen Dichotomien in eine soziolinguistische Sprachtheorie zu integrieren. Solche theorieeklektizistischen Versöhnungsversuche führen zwangsläufig ins Absurde, zur „Vervielfältigung des Gegenstands inadäquaten“, und sollten daher, soweit nur möglich, durch bewusste theoretische und methodologische Selbstreflexion beseitigt bzw. vermieden werden.<sup>10</sup>

Dass es solche Versuche trotzdem gar nicht selten gibt, hängt sicher auch damit zusammen, dass die Soziolinguistik seit ihrer Entstehung und Etablierung – von eher vereinzelt Ausnahmen (wie vor allem Weinreich/Labov/Herzog 1968) abgesehen – kaum Werke zu Stande gebracht hat, die die Sprachtheorie der Soziolinguistik systematisch und explizit darlegen würden. Es ist wohl Sándor (1999) zuzustimmen, wenn sie bemerkt, dass sich die allermeisten soziolinguistischen Grundlagenwerke und Übersichtsdarstellungen – vor allem wohl aus der theoretisch-methodologisch bedingten hohen Wertschätzung der Empirie heraus – vor allem auf die Präsentation von Daten, Beispielen, Fallstudien und Forschungsmethoden konzentrieren und sprachtheoretische Fragen und Probleme in der Regel weitgehend vernachlässigen (vgl. Sándor 1999: 598f.). Diese theoriescheue Grundhaltung bzw. das Fehlen expliziter Grundlagenreflexion innerhalb der Soziolinguistik, die vor allem im Kontrast zur vergleichsweise sehr intensiven Grundlagendiskussion innerhalb der Generativen Grammatik und der Kognitiven Linguistik auffällt, ist zweifelsfrei als eine wissenschaftsgeschichtlich bedingte Besonderheit zu interpretieren. Die Soziolinguistik entstand und entfaltete sich ja gegen die bzw. im Gegensatz zur empirieabstinenten Sprachtheorie und Methodologie der Generativen Grammatik. Und so ist es dann zumindest verständlich, wenn auch keineswegs folgerichtig, dass allein schon das Attribut ‚theoretisch‘ bei manchen ihrer Vertreter oft bis heute noch Abscheu erweckt, beeinflusst von der verfehlten Vorstellung, Theorieorientiertheit sei gleich mit der Vernachlässigung bzw. Eliminierung der Empirie (vgl. Maitz 2004). Diese Theorieabstinenz und die daraus resultierende mangelnde Grundlagenreflexion seitens der Soziolinguistik stellen aber eine ernsthafte Gefahr dar, weil sie, wie wir oben gesehen haben, die Herausfilterung

---

eine Sprachauffassung, eine linguistische Sichtweise darstellt, die heute von verschiedenen linguistischen Disziplinen vertreten wird oder zumindest werden kann. (So gibt es etwa Dialektologen oder Sprachhistoriker, die von ihrer Sprachauffassung her de facto Soziolinguisten sind, und es gibt auch andere, bei denen dies ganz gewiss nicht der Fall ist.)

10 Diese bewusste und systematische Reflexion wäre umso notwendiger, als die Unklarheit über die sprachtheoretischen und methodologischen Grundlagen der Soziolinguistik auch noch durch einen weiteren, hier nicht zu verschweigenden Umstand wesentlich verstärkt wird; dadurch nämlich, dass sich heutzutage immer öfter auch solche Forschungen gerne als ‚soziolinguistisch‘ etikettieren, die sonstiger (strukturalistischer oder generativistischer) bzw. jeglicher theoretischer Verankerung entbehren.



von gedanklichen Elementen unmöglich machen oder zumindest erschweren können, die mit der soziolinguistischen Sprachphilosophie und Sprachtheorie unverträglich sind und von daher leicht schwerwiegende Anomalien verursachen können (vgl. ebd.). Auch aus diesem Grund ist also Auer uneingeschränkt zuzustimmen, wenn er bei seinen Erwägungen über die Zukunftsperspektiven und Desideraten der europäischen Soziolinguistik schreibt:

Mein [...] Wunsch an die Soziolinguistik des neuen Jahrhunderts [...] wäre es, daß sie den Kontakt zur theoretischen Sprachwissenschaft nicht verlieren möge; das Schicksal der (deutschen) Dialektologie im 20. Jahrhundert, das im Lauf der Jahre immer mehr durch eine solche Abkoppelung von der Linguistik gekennzeichnet war, ist ein abschreckendes Beispiel. (Auer 2000: 3)

Nach diesen kurzen theoretischen und methodologischen Bemerkungen zu manchen Fragmenten des eingangs erwähnten, aktuellen Diskurses über den Varietätenbegriff sollen im Folgenden – ohne Anspruch auf Systematizität und Vollständigkeit – einige als wesentlich erscheinende Aspekte einer gegenstandsadäquaten Varietätendefinition diskutiert werden.

## 2. Dimensionen des Varietätenbegriffs

Obwohl der Begriff ‚Varietät‘ in der Soziolinguistik teilweise recht unterschiedlich definiert wird, dürfte unter den Forschern relative Einigkeit zumindest darüber bestehen, dass Varietäten in einer ersten Annäherung als an bestimmte areal und/oder sozial und/oder situativ markierte Gebrauchskontexte gebundene kohärente Sets kookkurrierender sprachstruktureller Merkmale (d.h. Strukturen und Strukturregeln) aufzufassen seien (vgl. z.B. Berruto 2004: 189, Dovalil 2006: 40, Elmentaler 2006: 4, Hudson 1996: 22).

Zur Identifikation und Abgrenzung so aufgefasster Varietäten werden in der Forschungspraxis in der Regel zwei Typen von Kriterien herangezogen: zum einen – und vor allem – objektive (‚äußere‘), zum anderen aber auch subjektive (‚innere‘). Mit ersteren sind aus soziolinguistischer Perspektive ermittelbare sprachliche und funktionale Kriterien gemeint wie vor allem interne Kohäsion, strukturelle Abgrenzbarkeit oder eindeutig ermittelbarer Verwendungskontext. Letztere beziehen sich zumeist auf mentale, kognitions- bzw. sozialpsychologische Größen wie etwa Intuition, Sprachbewusstsein, Sprecher- und Hörerurteil oder Wertung (vgl. Auer 1986, Mattheier 1983, Schmidt 2005). In einem ersten Schritt sollen die am häufigsten genannten objektiven (‚äußeren‘) Definitionskriterien kurz diskutiert werden.

### 2.1. Varietäten ‚von außen‘

Auf jeden Fall sollte gelten, dass Varietäten trotz ihrer oben behandelten internen Variabilität und ihrer offenen Grenzen Systemcharakter aufweisen und immer einer

historischen Gesamtsprache wie etwa ‚Deutsch‘ oder ‚Ungarisch‘ zugeordnet werden können. Eine solche historische Gesamtsprache nimmt also in Form ihrer Varietäten Gestalt an. Während aber ihre Varietäten Systemcharakter aufweisen, ist dies bei der Gesamtsprache selbst – im eigentlichen Sinne des Wortes zumindest – nicht der Fall. Dies kann man leicht einsehen, indem man etwa einen ungarndeutschen Sprachinseldialekt und die in Norddeutschland gesprochene deutsche Standardsprache als Varietäten nebeneinander stellt: Es werden zwar – sowohl von Linguisten als auch von den Sprechern – beide eindeutig der historischen Gesamtsprache Deutsch zugeordnet. Da aber trotz erheblicher struktureller Überlappungen, die den gemeinsamen, invariablen Kern aller Varietäten einer Gesamtsprache ausmachen, weder die Strukturen noch die Strukturregeln (als Wahrscheinlichkeitsregeln) der beiden Systeme vollkommen miteinander übereinstimmen, würde ihre ‚Addition‘ niemals ein einziges kohärentes Sprachsystem ergeben (vgl. Kiss 2001: 27f.).

Eine oft diskutierte und sprachsoziologisch äußerst relevante Gretchenfrage ist es, wann eine Varietätengrenze zugleich auch eine Sprachgrenze markiert, ob sich also ein universal gültiges ‚äußeres‘ Kriterium ermitteln lässt, mit dessen Hilfe die Varietäten einer Gesamtsprache A von denen einer Gesamtsprache B eindeutig abgrenzen lassen. Dieses Problem stellt sich naturgemäß vor allem im Falle genetisch verwandter Sprachen bzw. Sprachvarietäten – und lässt sich, wie die Erfahrung vielfach gezeigt hat, mit linguistischen Mitteln, nach Kriterien etwa wie Systemkontrast/strukturelle Distanz oder gegenseitige Verständlichkeit nicht lösen. Als eklatantes Beispiel hierfür könnte der Fall der südslawischen Sprachen Serbisch, Kroatisch und Bosnisch genannt werden, die vor gar nicht so langer Zeit noch unter der Bezeichnung Serbokroatisch als Varietäten einer einzigen Gesamtsprache, des Serbokroatischen galten, heute aber – trotz nach wie vor nur geringfügiger struktureller Distanz und weitest gehender gegenseitiger Verständlichkeit – bereits als autonome Sprachen<sup>11</sup> bewertet und anerkannt werden.<sup>12</sup> Ohne auf weitere Aspekte dieser Problematik näher eingehen zu wollen, sei an dieser Stelle lediglich die Konsequenz festgehalten, dass die Unterscheidung zwischen Varietäten- und

---

11 Das Attribut *autonom* bezieht sich in diesem Zusammenhang auf Zweierlei: zum einen auf die offizielle, politische Anerkennung als eigenständige Sprache, zum anderen auf den – damit eng zusammenhängenden – Umstand, dass die Sprecher dieser Varietät nicht in Richtung einer anderen Varietät korrigiert werden (Berruto 2004: 192).

12 Nach einer konkurrenten (wissenschaftlichen) Ansicht (vgl. z.B. Brozović 1992) handelt es sich beim heutigen Serbisch, Kroatisch und Bosnisch lediglich um nationale Varietäten der plurizentrischen Sprache ‚Serbokroatisch‘. Ohne Zweifel lassen sich auch für diese Auffassung plausible Argumente finden, es bleibt aber zu beachten, dass diese Meinung von den allermeisten naiven Sprechern der drei betroffenen Sprachgemeinschaften vehement abgelehnt wird. Eine der kardinalen Fragen, die sich in diesem Zusammenhang stellen, und auf die im Späteren noch näher eingegangen werden soll (vgl. Abschnitt 3), betrifft das Problem, ob bzw. inwieweit in solchen Fällen Expertenmeinungen von laienhaften Sprecher- und Hörerurteilen sinnvollerweise abweichen dürfen.

Sprachgrenzen, zumindest auf Grund linguistischer Kriterien, nicht möglich ist. Sie ist deswegen nicht möglich, weil, wie dies u.a. auch der oben erwähnte Fall der süd-slawischen Sprachen zeigt, ein solcher Unterschied von den linguistischen Fakten her nicht gegeben ist, sondern erst aus ideologisch-politischen bzw. sozialen Interessen heraus diskursiv hergestellt wird und in einem nächsten Schritt dann auch sprachenpolitisch verankert werden kann (vgl. Milroy/Milroy 1997: 63). Die ‚von außen‘ geschehende Entscheidung darüber, wann eine Varietätengrenze zugleich auch eine Sprachgrenze markiert, wäre insofern aus wissenschaftlicher Perspektive ein höchst problematisches und wegen der ideologisch-politischen Ladung solcher Grenzziehungen gewiss auch kein ungefährliches soziolinguistisches Unterfangen. Aus diesen Gründen ist es dann wohl auch nicht die Entscheidung, sehr wohl aber die Beschreibung und Erklärung des Ablaufs und der Hintergründe der diskursiven Konstruktion solcher Sprachgrenzen, die sich für die Soziolinguistik, vor allem für die linguistische Anthropologie, als komplexe Forschungsaufgabe stellen.

Die weiteren oft genannten, zum Teil im vorangehenden Abschnitt bereits behandelten, möglichen ‚äußeren‘ Definitionskriterien von Varietäten, nämlich die der internen Kohäsion (Konsistenz) sowie der Diskretheit (Abgrenzbarkeit), sollen hier nicht weiter diskutiert werden.<sup>13</sup> Bedenkenswert wäre aber in diesem Zusammenhang auf jeden Fall das oben bereits angedeutete Problem, dass die Ermittlung von Substandardvarietäten im Übergangsbereich zwischen Dialekt und Standard, so wie sie etwa in Wiesingers Vier-Stufen-Aufteilung (Wiesinger 1988) oder Schönfelds Fünf-Stufen-Modell (Schönfeld 1977) vorgestellt werden, selbst im Falle der Akzeptanz interner Variabilität und fließender intervaretärer Übergänge auf ernsthafte Schwierigkeiten stoßen kann (vgl. Elmentaler 2006: 5). M.a.W. ist es, wie einschlägige empirische Studien überzeugend nachgewiesen haben, oft sehr schwierig, nicht selten sogar unmöglich, im Übergangsbereich zwischen Standardsprache und Dialekt die von früher herausgearbeiteten Modellen beinhalteten Varietäten linguistisch zu isolieren.<sup>14</sup> Dass dies so ist, dürfte mit zwei Faktoren zusammenhängen, die sich vor allem aus der sozialen Einbettung von Sprache ableiten lassen. Zum einen damit, dass es sich in diesem Substandardbereich zum Teil um Sprachgebrauchsformen handelt, die im eigentlichen Sinne keine sozialen Rollen und Identitäten stiften bzw. signalisieren. Im Gegenteil dürfte die zur Entstehung von Substandardformen führende Dialekt-Standard-Konvergenz oft gerade dadurch ausgelöst sein, dass Sprecher bestimmte soziale Rollen und/oder Identitäten, die an dialektale oder eben standardsprachliche Sprachgebrauchsformen gebunden sind, in einem gegebenen Kontext nicht transparent machen wollen und deswegen dann im Rahmen

---

13 Sie werden ausführlich behandelt u.a. in Berruto (2004), Elmentaler (2006) und Schmidt (2005).

14 Dies dürfte aber, wie auch Gilles (2003: 197f.) konstatiert, zumindest zum Teil auch damit zusammenhängen, dass manche dieser Modellierungsversuche von vornherein eine labile linguistische Fundierung hatten, zumindest aber ohne genaue Angabe der Definitionskriterien publiziert wurden.

einer *short-term accommodation* vom Dialekt in Richtung Standard, oder umgekehrt: vom Standard in Richtung Dialekt (unvollständig) ausweichen, m.a.W. *shiften* (vgl. Auer 1986). Zum anderen – und damit wohl in engstem Zusammenhang – darf die erwartete, aber in Wirklichkeit stellenweise mangelnde linguistische Nachweisbarkeit stabiler kookkurrierender Merkmalssets im Substandardbereich auch deswegen nicht verwundern, weil, wie u.a. auch Elmentaler darauf hinweist, solche Merkmalssets, d.h. Varietäten, auch den Sprechern selbst nicht bewusst sind – und dementsprechend von ihnen dann natürlich auch nicht wahrgenommen und benannt werden können (Elmentaler 2006: 2). Linguistische Nachweisbarkeit von kontextuell gebundenen kohärenten Merkmalssets kann sinnvollerweise in der Regel nur dann erwartet werden, wenn solche Varianten bzw. Variantensets mit sozialen Funktionen bzw. Wertungen verbunden bzw. assoziiert werden, und folglich von den Sprechern dann – wenn auch oft unbewusst – wahrgenommen und rezeptiv sowie produktiv kontrolliert werden. Ist dies aber nicht der Fall, so führt dies zwangsläufig zur Entstehung und Tolerierung größerer interner Variabilität unter den Sprechern – und zu weniger, dafür aber heterogener Varietäten (auch) in der linguistischen Beschreibung.

Wenn also linguistische Versuche zur sprachstrukturellen Isolierung von mehreren eindeutig identifizierbaren Varietäten im Substandardbereich teilweise scheitern, so dürfte daraus unter Umständen zweifelsfrei die Konsequenz zu ziehen sein, dass man weitere komplementäre Beschreibungskategorien zum Varietätenbegriff benötigt. Es wäre jedoch kaum Anlass genug, den Grund für diesen empirischen Befund im beschränkten heuristischen Potential des soziolinguistischen Varietätenbegriffs zu suchen – oder gar aus diesem Befund heraus eine grundsätzliche Kritik am Varietätenbegriff zu üben. Umso weniger, als sich der Varietätenbegriff in soziolinguistischen Forschungszusammenhängen grundsätzlich nach wie vor sehr gut bewährt. Makrosoziolinguistische Forschungen (etwa zu Fragen im Zusammenhang mit Mehrsprachigkeit, Spracherhalt und Sprachwechsel, Code-Switching, Sprache und Identität usw.), aber genauso auch die mikrosoziolinguistische Erforschung primär sozial und/oder situativ markierter – und nicht zuletzt dialektaler Variation haben, soweit uns bekannt, keine schwerwiegenden Anomalien ans Tageslicht gefördert, die den Sinn und die Tragfähigkeit des Varietätenbegriffs grundsätzlich in Frage stellen würden.

Das sich im Zusammenhang mit der Beschreibung und Erklärung von Substandardvariation zeigende, oben erwähnte Problem wirft aber eine kardinale, auch oben schon kurz angeschnittene Frage auf; die Frage nämlich, ob bzw. inwieweit Varietäten bloße, am Schreibtisch von Linguisten, d.h. ‚von außen‘ erzeugte, etische begriffliche Konstrukte sein sollen, oder vielmehr auf auch der vortheoretischen intersubjektiven Wahrnehmung zugängliche, im Bewusstsein der Sprecher und Hörer verankerte emische Größen referieren sollen. Auf diese kardinale Frage soll im Folgenden etwas näher eingegangen werden.

## 2.2. Varietäten ‚von innen‘ – und ‚von außen‘

Festzuhalten bleibt, dass in der gegenwärtigen soziolinguistischen Forschungspraxis beide Auslegungen des Varietätenbegriffs gleichzeitig nebeneinander vorkommen. Während also bestimmte Forscher bei ihren Variationsanalysen mit einem Varietätenbegriff operieren, der mit Hilfe der oben behandelten Kriterien nur ‚von außen‘ her definiert und ermittelt wird, so gibt es andere, die den emischen Charakter von Varietäten für eine essentielle intensionale Komponente des Varietätenbegriffs halten und ihn folglich auch kognitiv verankern.<sup>15</sup> Als demonstratives Beispiel für die erste, konstruktivistisch ausgerichtete, etische Varietätenauffassung stehe hier die Definition von Chambers und Trudgill:

We shall use ‚variety‘ as a neutral term to apply to any particular kind of language which we wish, for some purpose, to consider as a single entity. The term will be used in an ad hoc manner in order to be as specific as we wish for a particular purpose. (Chambers/Trudgill 1980: 5)

Dieser Auffassung stehen dann die Varietätendefinitionen entgegen, in denen sprachstrukturell ermittelbare kohärente Merkmalsets nur dann als Varietäten ausgewiesen werden, wenn sie zugleich auch ‚von innen‘, d.h. von den Sprechern und Hörern selbst als solche wahrgenommen und identifiziert werden können. In diesen Definitionen und/oder den an sie anschließenden Explikationen tauchen dann verschiedene kognitionspsychologische Kategorien wie ‚intersubjektive Wahrnehmung‘, ‚Bewusstsein‘ und/oder ‚Wissen‘ auf, Begriffe also, deren kleinster gemeinsamer Nenner im Begriff der ‚Wahrnehmung‘ zu finden ist.<sup>16</sup> Eine so ausgerichtete Definition haben vor kurzem Herrgen und Schmidt vorgelegt:

Individuell-kognitiv sind Varietäten also durch je eigenständige prosodisch-phonologische und morpho-syntaktische Strukturen bestimmte und mit sozialen Situationstypen assoziierte Ausschnitte des sprachlichen Wissens. (Schmidt 2005: 69)

Solche emisch ausgerichteten Definitionen, die also Varietäten als im Sprecherwissen verankerte kognitive Größen verstehen, sind (auch) in der germanistischen Variationsforschung bis heute noch keineswegs allgemein anerkannt und verbreitet, obwohl auf ihre größere Gegenstandsadäquatheit schon vor Jahrzehnten mehrfach hingewiesen worden ist (vgl. Auer 1986: 99, Mattheier 1983: 149ff.). Die Besonder-

---

15 Für eine Übersicht über die zahlreichen vorgelegten Varietätendefinitionen beiden Typs vgl. die ausführliche Zusammenschau in Dovalil (2006: 41-44).

16 Diese Kategorien werden oft recht unterschiedlich und inkonsequent verwendet und (bzw. weil) nicht selten gar nicht expliziert. Oft wird z.B. aus der Wahrnehmung von Varietäten bzw. Variation zugleich auch das Bewusstsein von diesen abgeleitet, oder aber werden die beiden Kategorien einfach gleichgesetzt. Dabei darf man jedoch nicht vergessen, dass Wahrnehmung keineswegs ab ovo mit Bewusstsein einhergeht – während es umgekehrt tatsächlich der Fall ist. Zur Problematik inkonsequent und inadäquat verwendeter psychologischer Kategorien in der Variationsforschung vgl. Häcki Buhofer (2000) und Maitz (demn.).

heit dieser Situation fällt vor allem auch dann auf, wenn man vor Augen führt, dass z.B. in der japanischen Dialektologie bereits in den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts, also schon vor der Etablierung der Soziolinguistik, ein solches Verständnis von Dialekt als Varietät vertreten wurde:

The only way to establish dialect regions is to begin with the dialect consciousness of ordinary people and make additions and corrections on the basis of surveys of those special linguistic characteristics which are the basis for these perceptions. (Tôjô 1954: 11, zit. nach Sibata 1999: 39)

Dass in der variationslinguistischen Forschungspraxis somit konstruktivistische (etische) und realistische (emische) Varietätenbegriffe nebeneinander existieren, führt allerdings zu einem Zustand, der wissenschaftsmethodologisch höchst problematisch und gefährlich ist. Gefährlich ist diese Situation deswegen, weil Varietäten somit zur gleichen Zeit auf unterschiedlichen ontologischen Ebenen angesiedelt werden, woraus sich (mindestens) zwei Anomalien ergeben (können).

- (1) Zum einen müssen wir sehen, dass auf diese Weise unter ein und demselben Terminus zwei Entitäten zusammengefasst werden, die auf keinen Fall miteinander gleichgesetzt werden können und dürfen. Letzten Endes ist es doch ein fundamentaler Unterschied, wenn die Extension eines Begriffs nur auf den Blättern einer linguistischen Studie oder auf Dialektkarten existiert – oder ob sie vom naiven Sprecher tagtäglich produktiv wie rezeptiv erlebt wird. Diese terminologische Zweideutigkeit hat zwangsläufig Unverträglichkeiten und Widersprüche zur Folge zwischen Variationsanalysen und Forschungsergebnissen, die mit dem konstruktivistischen Varietätenbegriff operieren einerseits, und Analysen, die auf einem realistischen Varietätenbegriff basieren andererseits. Und auf diese Weise sind alle notwendigen Voraussetzungen gegeben, die zur Entstehung schwerwiegender Missverständnisse und Anomalien führen können. Um diesen vorzubeugen, wäre es in diesem Fall dringend notwendig, für die beiden in Rede stehenden Entitäten unterschiedliche Termini einzuführen, die auf diese Weise möglichen schädlichen Begriffsverwirrungen entgegenwirken. Als eine mögliche terminologische Distinktion würde sich anbieten, den Terminus Varietät für emische Varietäten, d.h. für den realistischen Varietätenbegriff zu reservieren, und den konstruktivistischen Varietätenbegriff, d.h. etische Varietäten, deren emischer Status (noch) nicht nachgewiesen wurde oder werden kann, mit dem Terminus ‚Semivarietät‘ zu bezeichnen. (Dieser terminologischen Distinktion soll im Folgenden auch gefolgt werden.)
- (2) Die Folgen dieses gleichzeitigen Nebeneinanders unterschiedlicher Begriffstypen zeigen sich bereits auch in der variationslinguistischen Forschungspraxis: Schmidt (2005: 64) hat vor kurzem darauf hingewiesen, dass wir – genau aus dem genannten Grund – schon heute „z.T. für dieselben Regionen (z.T. sogar bei identischer Datengrundlage) stark abweichende Varietätenaufteilungen bzw. abweichende Beschreibungen als Varietätengefüge“ haben. Unabhängig davon können aber solche Widersprüche allein schon dadurch leicht entstehen, dass

Semivarietäten – als heuristische Konstrukte – von verschiedenen Forschern aus je unterschiedlichem Erkenntnisinteresse heraus und/oder auf Grund unterschiedlicher Kriterien und/oder auf unterschiedlicher Datengrundlage ermittelt werden (vgl. dazu auch Gilles 2003: 198-203).

Als Schlussfolgerung aus dem oben Gesagten ließe sich feststellen, dass methodologisch gesehen zwar sowohl der konstruktivistische (etische) als auch der realistische (emische) Varietätenbegriff möglich, sinnvoll und legitim ist, ihre gleichzeitige Präsenz in der Forschungspraxis aber eine eindeutige gegenseitige terminologische Abgrenzung notwendig macht. Im Folgenden sollen weitere Argumente für die Notwendigkeit einer solchen Abgrenzung gebracht werden, indem auf die unterschiedlichen methodologischen Konsequenzen der beiden Begriffsauslegungen hingewiesen – und letztlich dann für mehr Sinn und Nutzen einer realistischen, d.h. emischen Varietätenauffassung argumentiert wird.

### 3. Varietäten als kognitiv verankerte sprachliche Entitäten

Als eine der markantesten rezenten Entwicklungen in der jüngeren soziolinguistischen Forschung dürfte zweifelsfrei die immer stärkere Berücksichtigung linguistisch relevanter kognitionspsychologischer bzw. sozialpsychologischer Phänomene und Vorgänge gelten. Etwas zugespitzt formuliert könnte man sogar behaupten, dass sich die Soziolinguistik tendenziell immer mehr in Richtung einer Soziopsycholinguistik entwickelt, was sich gleichzeitig auf mehreren Ebenen manifestiert.

Zum einen darin, dass in korrelativ-globale Sprachvariationsanalysen (vgl. Gilles 2003) immer mehr kognitions- und sozialpsychologische Analysekategorien einfließen. In immer mehr Untersuchungen werden also analytische Kategorien wie ‚Einstellung‘, ‚Prestige‘, ‚Stigma‘, ‚Salienz‘, oder ‚Bewusstsein‘ verwendet, um Sprachvariations- und Sprachwandelphänomene plausibel erklären zu können. Hier ordnet sich – neben zahlreichen makrosoziolinguistischen Problemkomplexen – auch die mikrosoziolinguistische Problematik der Varietäten ein, die inzwischen, wie erwähnt, von vielen Forschern als kognitiv verankerte sprachliche Größen definiert werden. Diese Sichtweise scheint mittlerweile immer mehr auch in sprachhistorischen Untersuchungen zu historischer Variation verbreitet zu sein und zeigt sich in spannender Weise etwa in der jüngeren romanistischen Diskussion um die zentrale Frage, wo das Ende der Geschichte des Lateins – und wo der Anfang der neulateinischen Sprachen anzusetzen sei. Diese Frage, die im Grunde auf die Abgrenzung historisch-chronologisch gelagerter, genetisch verwandter Varietäten abzielt, wurde in der älteren Forschung noch konsequent aus einer etischen Perspektive, d.h. durch die Heranziehung sprachstruktureller Kriterien beantwortet, indem nach dem Vorhandensein oder eben dem Fehlen bestimmter fundamentaler lateinischer Strukturmerkmale gesucht wurde. Da sich jedoch diese Vorgehensweise – aus mehreren, zum Teil oben schon erwähnten Gründen – als höchst problematisch

und fruchtlos erwies, wird in letzter Zeit vermehrt das emische Kriterium des Sprachbewusstseins herangezogen. M.a.W. wird die – naturgemäß ebenfalls unscharfe – chronologische Varietätengrenze dort gezogen, wo schriftlich überlieferte metasprachliche Reflexionen eine solche, intersubjektiv wahrnehmbare Grenze – etwa auf Grund mangelnder Intelligibilität – tatsächlich übereinstimmend belegen (vgl. Herman 2003: 85-89).

Zum anderen sind es aber inzwischen nicht einfach nur einzelne kognitive Analysekatoren, die die soziolinguistische Forschung befruchtet, und dadurch deren erklärende Kraft erhöht haben, sondern es entstanden in den letzten Jahren zugleich auch diverse Forschungsprogramme, die das nicht private sprachtheoretische Fundament der Soziolinguistik systematisch um eine kognitive Komponente erweitert haben. Die prominentesten von ihnen scheinen heute die Sozialpsychologie der Sprache (Robinson/Giles 2001), die Perzeptuelle Dialektologie (Preston 1999/2002) und jüngst die Kognitive Soziolinguistik (Janicki 2006) zu sein. Sämtlichen dieser Forschungsrichtungen liegt die aus der kognitiven Verankerung ableitbare Annahme zu Grunde, dass Sprachvariation von mentalen Phänomenen und Prozessen herausgelöst und gesteuert wird, dass also Variation als kognitiv gesteuerter Prozess zu begreifen ist. Wichtiger ist aber, dass auch die empirischen Forschungen (vor allem) der Perzeptuellen Dialektologie vielfach überzeugend bestätigt haben, dass naive Sprecher tatsächlich über ein relativ klar umrissenes Bild darüber verfügen, wie Sprecher bestimmter sozialer Gruppen und/oder in bestimmten Regionen reden, kurzum: was für Varietäten einer Gesamtsprache in einer Sprachlandschaft tatsächlich gesprochen werden.

Im Einklang mit den Ergebnissen dieser Forschungen soll auch hier der Standpunkt vertreten werden, dass die emische Betrachtung von Sprachvarietäten und Sprachvariation im Rahmen einer Soziolinguistik, die auch warum-Fragen beantworten können will, notwendig ist. Dafür sprechen jedenfalls mehrere plausible logische sowie empirische Argumente.

- (1) Zum einen müssen wir sehen, dass die Triebkräfte sprachlicher Variation gerade in dieser kognitiv bedingten, und daher (inter)subjektiv wahrnehmbaren und wahrgenommenen Heterogenität und Variabilität von Sprache zu finden sind, und bei Ausklammerung dieses Wahrnehmungsaspekts folglich auch schwer – wenn überhaupt – erklärt werden können. In der von der Soziolinguistik vertretenen nicht privaten Sprachkonzeption tragen nämlich sprachliche Zeichen als Systemelemente, wie schon erwähnt, auch verschiedene soziale Bedeutungen, indem sie verschiedene soziale Positionen bzw. Rollen sowie Gruppenidentitäten signalisieren. Ein sprachliches Zeichen wird also von einem Sprecher in einer gegebenen Kommunikationssituation auch in Abhängigkeit davon eingesetzt oder nicht eingesetzt, als Mitglied welcher sozialen Gruppe er sich gerade identifizieren und/oder von welcher sozialen Gruppe er sich gerade distanzieren möchte, zugleich aber auch in Abhängigkeit davon, welche soziale Rolle er innerhalb einer solchen Gruppe einnimmt. Aus diesen sozialen Bedeutungen,



die letzten Endes den Motor sprachlicher Variation darstellen, erklärt sich dann zum einen (größtenteils) die Salienz<sup>17</sup> jener Varianten und Varietäten, von denen diese Bedeutungen getragen werden. Zum anderen sind aber diese sozialen Bedeutungen zugleich auch für die vielfach beobachtbaren Hyperkorrekturen und sonstigen Vermeidungsstrategien verantwortlich, die gerade als Indikatoren intuitiv wahrgenommener Varietätengrenzen gedeutet werden können (Schmidt 2005: 67f.). Wir müssen somit sehen, dass Varianten und Varietäten durch ihre soziosemiotische Salienz einfach wahrnehmbar sein müssen, damit sie diese ihre sozialdistinktive Funktion überhaupt erfüllen können.<sup>18</sup> Wenn wir also im Rahmen einer soziolinguistischen Sprachtheorie Variationsphänomene – und ihre Bündelungen zu Varietäten – nicht nur beschreiben, sondern auch ohne zu weit gehende Entfremdung des Forschungsgegenstandes erklären wollen, so brauchen wir zwangsläufig eine Variationstheorie, die Varianten und Varietäten einen emischen Status zuspricht, d.h. den Wahrnehmungsaspekt organisch in sich integriert.

- (2) Oben wurde darauf hingewiesen, dass jüngere soziolinguistische Beschreibungs- und Erklärungsansätze immer häufiger mit sozial- und kognitionspsychologischen Analysekategorien wie ‚Einstellung‘, ‚Salienz‘ oder ‚Prestige‘ operieren, um Phänomene im Zusammenhang mit Mikro- und Makrovariation adäquat erklären zu können. Es liegt nun auf der Hand, dass all diese Phänomene natürlich nur dann aus Einstellungen oder Prestige heraus erklärt werden können, wenn die Varianten und Varietäten, deren Dynamik man erklären will, tatsächlich einen emischen Status haben. M.a.W. müssen Varianten aber auch Varietäten einleuchtenderweise intersubjektiv wahrnehmbar sein, damit die Mitglieder einer Sprachgemeinschaft ihnen gegenüber überhaupt Einstellungen haben und ihnen ein hohes oder niedriges Prestige beimessen können. Semivarietäten, deren emischer Status nicht nachgewiesen wurde oder werden kann,

---

17 Unter ‚Salienz‘ als kognitiver Kategorie wird das Ausmaß verstanden, in dem ein (sprachlicher oder anderer) Stimulus relativ zu anderen in seiner Umgebung hervorsticht. Wie soziolinguistische Untersuchungen nachgewiesen haben, ist diese Salienz von sprachlichen Strukturen tatsächlich weniger linguistisch als vielmehr soziopsychisch zu fassen: Durch Hörerurteile bestätigte, intuitiv wahrgenommene Salienz korreliert etwa nachgewiesenermaßen keineswegs immer mit strukturell-linguistisch ermittelbarem Systemkontrast (d.h. ‚objektiver Salienz‘). Zu dieser Frage siehe Herrgen/Schmidt 1985, Auer/Barden/Großkopf 1998 und 1996, Trudgill 1986.

18 Es ist vielleicht nicht ganz zwecklos, an dieser Stelle darauf hinzuweisen, dass gerade diese wahrgenommenen sozialen Bedeutungen die Ursache dafür sind, dass wir Varianten oder Varietäten gegenüber Einstellungen haben bzw. allgemein affektive Reaktionen auf bestimmte Formen des Sprachgebrauchs zeigen. Wenn nämlich bestimmte Sprachgebrauchsformen negativ bewertet und stigmatisiert werden, dann werden in Wirklichkeit die Sprecher bewertet und stigmatisiert, für die dieses Sprachverhalten charakteristisch ist. Wenn also auf diese Weise soziale Bedeutungen bzw. Funktionen von Varietäten und Varianten wahrnehmbar sind, so impliziert dies die Wahrnehmbarkeit der in Rede stehenden Varietäten und Varianten selbst.

können sich auf diese Weise zwar als heuristische begriffliche Konstrukte zu bestimmten Forschungswecken auf der Ebene der Beschreibung als nützlich erweisen. Sie bzw. ihre Dynamik allerdings aus mentalen Größen wie Einstellungen oder Prestige – oder gar Intention – heraus zu erklären versuchen, wäre naturgemäß ein ontologischer Nonsens: Semivarietäten gegenüber kann ja höchstens der Linguist Einstellungen haben. Eine der Gefahren jener mit einem etischen Varietätenbegriff arbeitender korrelativ-globaler Variationsanalysen kann somit darin gesehen werden, dass hier unter Umständen Korrelationen zwischen bestimmten sozialen und/oder funktionalen Parametern sowie bestimmten Varianten und/oder Varietäten aufgestellt werden, die aber funktional nicht erklärt werden können.

Aus dem Gesagten folgt nun natürlich nicht, dass man auf die Erforschung etischer Varietäten zur Gänze verzichten sollte bzw. überhaupt verzichten könnte. Es scheint allerdings unerlässlich zu sein, diese linguistisch ermittelten Semivarietäten an die Sprecher- und Hörerwahrnehmung zurück zu koppeln und sie nur in dem Fall als Varietäten auszuweisen, wenn ihr emischer Status empirisch bestätigt werden kann.

Zum Schluss soll somit dezidiert für einen realistischen Varietätenbegriff plädiert werden, wonach also Varietäten als an bestimmte areal und/oder sozial und/oder situativ markierte Gebrauchskontexte gebundene kohärente Sets konkurrierender sprachstruktureller Merkmale mit emischem Status aufzufassen seien.

#### 4. Schluss: Plädoyer für eine soziolinguistische Sprachtheorie

Durch die oben formulierten Gedanken hoffe ich vor allem auch gezeigt zu haben, dass bzw. wie die mangelnde explizite Grundlagenreflexion in empirischen Forschungen zu einem schädlichen, zumindest aber gefährlichen Theorieeklektizismus, und dadurch zu Anomalien und Missverständnissen in der variationslinguistischen Forschungspraxis führen kann. Gerade aus diesem Grund wäre es dringend notwendig, die Grundlagen einer kohärenten soziolinguistischen Sprachtheorie, so wie sie etwa von Weinreich, Labov und Herzog (1968) begründet wurde, systematisch auszuarbeiten und darzustellen. Dazu ist es in einem ersten Schritt auch unerlässlich, diejenigen Unverträglichkeiten transparent zu machen, die zwischen einer soziolinguistischen Sprachauffassung einerseits und einer junggrammatisch, strukturalistisch oder anderswie geprägten linguistischen Sichtweise andererseits bestehen. Auf jeden Fall sollten wir aber vermeiden und verhindern, dass ‚Soziolinguistik‘ als universales Etikett genutzt wird für alle möglichen – und unmöglichen – Forschungsrichtungen, die sonst nichts weiter als – bestenfalls – die Ablehnung (post)strukturalistischer Forschungsnormen verbindet. Eine solche Tendenz ist allerdings in der Gegenwart leider kaum verkennbar. Und so darf es dann aber auch nicht verwundern, wenn die Konturen der Soziolinguistik – bzw. dessen, was man

so nennt – immer unschärfer, die Forschungsnormen immer diffuser, die Forschungsergebnisse immer widersprüchlicher, zumindest aber immer unverträglicher werden. Noch weniger dürfen wir uns in einer solchen Situation klagend wundern, wenn die unzähligen Forschungen, die als soziolinguistisch verkauft werden, am Ende nicht in eine einzige Sprachtheorie integriert werden können. Verwunderlich und überraschend wäre in einer solchen Situation höchstens das Gegenteil. Als Kulminierung der besagten Forschungsentwicklung ist letztlich nur eine weit reichende Grundlageninstabilität – und schließlich die vollständige Entleerung des Begriffs ‚Soziolinguistik‘ erwartbar. Und einem solchen Schicksal wolle man die Soziolinguistik doch nicht ausliefern.

## Literatur

- Auer, Peter. 1986. „Konversationelle Standard/Dialekt-Kontinua (Code-Shifting).“ *Deutsche Sprache* 14. 97-124.
- Auer, Peter. 2000. „Wünsche an die Soziolinguistik zur Jahrhundertwende.“ *Sociolinguistica* 14. 1-4.
- Auer, Peter / Barden, Birgit / Großkopf, Beate. 1996. „Dialektanpassung bei sächsischen ‚Übersiedlern‘ – Ergebnisse einer Longitudinalstudie.“ In: Boretzky, Norbert / Enninger, Werner / Stolz, Thomas (eds.). *Areale, Kontakte, Dialekte. Sprache und ihre Dynamik in mehrsprachigen Situationen. Beiträge zum 10. Bochum-Essener Symposium vom 30.06-01.07.1995 an der Universität GH Essen*. Bochum: Brockmeyer. 139-166.
- Auer, Peter / Barden, Birgit / Großkopf, Beate. 1998. „Subjective and objective parameters determining ‚salience‘ in long-term dialect accommodation.“ In: *Journal of Sociolinguistics* 2.2. 163-187.
- Barbour, Stephen / Stevenson, Patrick. 1998. *Variation im Deutschen. Soziolinguistische Perspektiven*. Berlin, New York: de Gruyter. [= de Gruyter Studienbuch].
- Berruto, Gaetano. 1987. „Varietät.“ In: Ammon, Ulrich / Dittmar, Norbert / Mattheier, Klaus J. (eds.). *Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*. Band 1. Berlin, New York: de Gruyter. 263-267. [= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 3.1].
- Berruto, Gaetano. 2004. „Sprachvarietät – Sprache (Gesamtsprache, historische Sprache).“ In: Ammon, Ulrich / Dittmar, Norbert / Mattheier Klaus J. / Trudgill, Peter (eds.). *Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*. 2., vollst. neu bearb. u. erw. Aufl. Band 1. Berlin, New York: de Gruyter. 188-195. [= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 3.1].
- Brozović, Dalibor. 1992. „Serbo-Croatian as a pluricentric language.“ In: Clyne, Michael (ed.). *Pluricentric Languages: Differing Norms in Different Nations*. Berlin, New York: Mouton de Gruyter. 347-380. [= Contributions to the Sociology of Language 62].

- Chambers, Jack. K. 1995. *Sociolinguistic Theory*. Oxford, Cambridge: Blackwell. [= Language in Society].
- Chambers, Jack K. / Trudgill, Peter. 1980. *Dialectology*. Cambridge: Cambridge University Press. [= Cambridge Textbooks in Linguistics].
- Chomsky, Noam. 1986. *Knowledge of Language: Its Nature, Origin and Use*. New York: Praeger.
- Coseriu, Eugenio. 1974. *Synchronie, Diachronie und Geschichte. Das Problem des Sprachwandels*. München: Fink.
- Daneš, František. 2005. „Dimensionen im Varietätenraum.“ In: Lenz, Alexandra N. / Mattheier, Klaus J. (eds.). 39-49.
- Dittmar, Norbert. 1997. *Grundlagen der Soziolinguistik. Ein Arbeitsbuch mit Aufgaben*. Tübingen: Niemeyer. [= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 57].
- Dovalil, Vít. 2006. *Sprachnormenwandel im geschriebenen Deutsch an der Schwelle zum 21. Jahrhundert. Die Entwicklung in ausgesuchten Bereichen der Grammatik*. Frankfurt/Main etc.: Lang. [= Duisburger Arbeiten zur Sprach- und Kulturwissenschaft 63].
- Elementaler, Michael. 2006. „Sprachlagenspektren im arealen Vergleich. Vorüberlegungen zu einem Atlas der deutschen Alltagssprache.“ In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 73.1. 1-29.
- Gilles, Peter. 2003. „Zugänge zum Substandard. Korrelativ-globale und konversationell-lokale Verfahren.“ In: Androutsopoulos, Jannis K. / Ziegler, Evelyn (eds.). „Standardfragen“. *Soziolinguistische Perspektiven auf Sprachgeschichte, Sprachkontakt und Sprachvariation*. Frankfurt/Main etc.: Lang. 195-215. [= VarioLingua 18].
- Guy, Gregory R. 1996. „Post-Saussurean linguistics: Toward an integrated theory of language.“ In: Meyerhoff, Miriam (ed.). *(N)WAVES and MEANS: A selection of papers from N WAVE 24*. Pennsylvania: University of Pennsylvania. 1-24. [= University of Pennsylvania, Working Papers in Linguistics 3.1].
- Häcki Buhofer, Annelies. 2000. „Psycholinguistische Aspekte der Variation: Das Sprachbewusstsein in der Variationstheorie.“ In: Häcki Buhofer, Annelies (ed.). *Vom Umgang mit sprachlicher Variation. Soziolinguistik, Dialektologie, Methoden und Wissenschaftsgeschichte. Festschrift für Heinrich Löffler zum 60. Geburtstag*. Tübingen, Basel: Francke. 173-185.
- Herrgen, Joachim / Schmidt, Jürgen Erich. 1985. „Systemkontrast und Hörerurteil. Zwei Dialektalitätsbegriffe und ihre entsprechenden Meßverfahren.“ In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 52.1. 20-42.
- Herman, József. 2003. *Vulgáris latin. Az újlatin nyelvek kialakulásának útja*. Budapest: Tinta [in engl. Übers.: *Vulgar Latin*. University Park, PA: Pennsylvania State University Press, 2000].
- Hudson, Richard A. 1996. *Sociolinguistics*. 2<sup>nd</sup> ed. Cambridge: Cambridge University Press. [= Cambridge Textbooks in Linguistics].
- Janicki, Karol. 2006. *Language Misconceived: Arguing for Applied Cognitive Sociolinguistics*. Mahwah, NJ: Lawrence Erlbaum.
- Kiss, Jenő (szerk.). 2001. *Magyar dialektológia*. Budapest: Osiris.

- Kremer, Ludger / Niebaum, Hermann (eds.). 1990. *Grenzdialekte. Studien zur Entwicklung kontinentalwestgermanischer Dialektkontinua*. Hildesheim: Olms. [= Germanistische Linguistik 101-103].
- Lameli, Alfred. 2004. *Standard und Substandard. Regionalismen im diachronen Längsschnitt*. Stuttgart: Steiner. [= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte 128].
- Lenz, Alexandra N. / Mattheier, Klaus J. (eds.). 2005. *Varietäten – Theorie und Empirie*. Frankfurt/Main etc.: Lang. [= VarioLingua 23].
- Lenz, Alexandra N. 2003. *Struktur und Dynamik des Substandards. Eine Studie zum Westmitteldutschen (Wittlich/Eifel)*. Stuttgart: Steiner. [= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte 125].
- Lüdtke, Jens / Mattheier, Klaus J. 2005. „Variation – Varietäten – Standardsprachen. Wege für die Forschung.“ In: Lenz, Alexandra N. / Mattheier, Klaus J. (eds.). 13-38.
- Maitz, Péter. 2004. „Warum-Fragen und Interdisziplinarität in der Dialektsoziologie. Eine kritische Bestandsaufnahme am Beispiel von Erklärungen zum Rückgang des Dialekts.“ In: Christen, Helen (ed.). *Dialekt, Regiolekt und Standardsprache im sozialen und zeitlichen Raum. Beiträge zum 1. Kongress der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen, Marburg/Lahn, 5.-8. März 2003*. Wien: Edition Praesens. 21-47.
- Maitz, Péter. demn. „On explaining language shift: sociology or social psychology of language?“ In: *Language Sciences*.
- Mattheier, Klaus J. 1983. „Dialekt und Dialektologie. Fünf Bemerkungen zur Dialekttheorie.“ In: Mattheier, Klaus J. (ed.). *Aspekte der Dialekttheorie*. Tübingen: Niemeyer. 135-154. [= Reihe Germanistische Linguistik 46]
- Milroy, James / Milroy, Leslie. 1997. Varieties and Variation. In: Coulmas, Florian (ed.). *The Handbook of Sociolinguistics*. Oxford: Blackwell. [= Blackwell Handbooks in Linguistics].
- Preston, Dennis R. (ed.). 1999/2002. *Handbook of Perceptual Dialectology*. 2 Bde. Amsterdam, Philadelphia: Benjamins.
- Robinson, William P. / Giles, Howard (eds.). 2001. *The New Handbook of Language and Social Psychology*. New York: Wiley.
- Sándor, Klára. 1998. „Amiért a szinkrón elemzés foszladozik.“ In: Sándor, Klára (szerk.). *Nyelvi változó – nyelvi változás*. Szeged: JGYF Kiadó. 57-84.
- Sándor, Klára. 1999. „A megtalált paradigma.“ In: *Magyar filozófiai szemle* 4-5. 595-606.
- Sándor, Klára. 2000. Szociolingvisztikai alapismeretek. In: Sándor, Klára (szerk.). *Nyelv és hatalom, nyelvi jogok és oktatás*. Csíkszereda: „Apáczai Csere János“ Pedagógusok Háza Kiadója. 9-58.
- Salewski, Kerstin. 1998. *Zur Homogenität des Substandards älterer Bergleute im Ruhrgebiet*. Stuttgart: Steiner. [= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte 99].
- Schmidt, Jürgen Erich. 2005. „Versuch zum Varietätenbegriff.“ In: Lenz, Alexandra / Mattheier, Klaus J. (eds.). 61-74.

- Schönfeld, Helmut. 1977. „Zur Rolle der sprachlichen Existenzformen in der sprachlichen Kommunikation.“ In: Schönfeld, Helmut (eds.). *Normen in der sprachlichen Kommunikation*. Berlin: Akademie-Verlag. 163-208.
- Sibata, Takesi. 1999. „Consciousness of dialect boundaries.“ In: Preston, Dennis R. (ed.). 39-69.
- Tôjô, Misao. 1954. *Nihon hōgengaku* [Japanische Dialektologie]. Tokyo: Yoshikawa Kōbundō.
- Trudgill, Peter. 1974. *Sociolinguistics: An Introduction*. Harmondsworth: Penguin Books.
- Trudgill, Peter. 1986. *Dialects in Contact*. Oxford, New York: Basil Blackwell. [= Language in Society 10].
- Veith, Werner H. 2002. *Soziolinguistik. Ein Arbeitsbuch*. Tübingen: Narr. [= Narr Studienbücher].
- Weinreich, Uriel / Labov, William / Herzog, Marvin I. 1968. „Empirical foundations for a theory of language change.“ In: Lehmann, Winfred / Malkiel, Yakov (eds.). *Directions for Historical Linguistics*. Austin, London: University of Texas Press. 95-188.
- Wiesinger, Peter. 1988. „Die deutsche Sprache in Österreich.“ In: Wiesinger, Peter (ed.). *Das österreichische Deutsch*. Wien etc.: Böhlau. 9-30.